
8 1901
Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

(Fortsetzung.)

Daß ihn Herr Braun zufällig vor Braunsfelde getroffen hatte, wohin er — er wußte nicht, wie — gekommen war, nachdem er plan- und ziellos aus dem Pfarrhause gestürzt war, verschwieg er natürlich.

„Hatte Braunsfelde noch mehr Gäste?“ forschte Hellborn.

„Nur einige Herren waren dort.“

„Ueber was ward denn gesprochen?“

Und Ernst erzählte. Ueber alle möglichen, gleichgültigen Dinge sprach er mit übertriebener Lebendigkeit, so daß Hellborn im geheimen den Kopf schüttelte. Plötzlich verstummte der junge Mann, um dann ganz unvermittelt wieder anzufangen: „Denke Dir, der alte Graf Ellernburg will nicht mehr als Landtagsabgeordneter kandidieren. Nun ist jetzt vielfach die Rede von einer neuen Eisenbahn, die so geführt werden würde, daß im Steinbecker Wald eine Haltestelle käme. Das wäre ja für mich, das heißt, für meine Sägemühle sehr günstig, da ich dann entschieden einen besseren Absatz für die Waren hätte als jetzt. Braun hat mir nun gepredigt, man müsse aus allen Eventualitäten Vorteil ziehen, hat mir geraten, an Ellernburgs Stelle zu treten, mich in den Landtag wählen zu lassen und dann den Eisenbahnbau mit allen Mitteln zu betreiben. Was meinst Du dazu?“

Aber Hellborn blieb plötzlich stehen und blickte dem jungen Manne prüfend ins Gesicht. Zwar dämmerte es bereits, trotzdem glaubte er zu erkennen, daß Ernst merkwürdig blaß und erregt aussah.

„Ernst, Dir ist etwas geschehen!“ sagte er, halb fragend, halb behauptend.

Und als der junge Mann gezwungen auflachte und weiter gehen wollte, legte er ihm die Hand auf den Arm.

„Was ist Dir geschehen?“ fragte er eindringlich.

„Frage nicht!“ erwiderte Ernst bedrückt. „Ich kann es niemand sagen, selbst Dir nicht, der Du doch immer mein zweiter Vater warst!“

„Ernst, mein Junge, wäre es nach mir gegangen, so hättest Du mich auch Vater genannt!“ sagte Hellborn, die eiskalte Rechte seines Begleiters drückend.

„Onkel Hellborn, das soll heißen?“ stammelte der junge Mann.

„Das alte Lied, Ernst, — ich liebte Deine Mutter und sie — sie nahm mich nicht an!“ sagte der alte Mann, während eine jähe Röte über die eingefallenen Wangen huschte. „Siehst Du, ich gehöre zu den Menschen, denen das Glück ewig unerreichbar bleibt. Mehr oder weniger aber sind wir alle von Tantalus' Geschlecht, nur daß den meisten modernen Menschen die Glückssehnsucht verloren gegangen ist!“

Sie hatten das Dorf erreicht; in den Häusern erglänzte friedlicher Lampenschimmer.

„Ich habe an sie geglaubt, wie an meinen Stern!“ klagte Ernst.

Schweigend zeigte Hellborn auf den mit funkelnden Strahlenkörpern besäeten Himmelsdom. Von einem blitzenden Sterne, der gerade über ihnen stand, löste sich ein schimmerndes Teilchen und zerstob im Aether.

„Siehst Du?“ sagte er. „Davon kann unsereiner lernen. Wenn selbst die Sterne des Himmels fallen, dürfen wir nicht klagen, wenn auch die der Menschen fallen und vergehen!“

Ernst stand am Abend noch lange in seinem Zimmer am Fenster, schaute in die stille Nacht und beobachtete den reichen Sternschnuppenfall. Sein Herz aber hämmerte unruhig, seine Pulse flogen. Bei der Jagd nach dem Glück war er zu spät gekommen.



Schnabel eines Canoes.

Vom Bismarck-Archipel: 1. Fischerhütte an der Nordküste von Neupommern. (Mit Text.)

13.

Leo Steinbeck wollte nach Berlin fahren, und Heinz begleitete ihn nach dem Bahnhof. Als der junge Graf ins Coupé stieg, fand Werner Gelegenheit, ihm zuzuflüstern: „Du weißt, Leo, am 8. August ist der Wechsel fällig!“

„Gewiß, gewiß! Es wird mir zwar schwer werden, aber keine Sorge, ich werde das Geld schon auftreiben!“ sagte Leo leichthin.

„Ich sitze völlig auf dem Trocknen!“ gestand Heinz offenherzig.

„Alles in Ordnung, alter Junge, ich komme zu rechter Zeit zurück!“ nickte Leo und dahin brauste der Zug.

Die Gräfin empfing ihren Sohn mit größter Zärtlichkeit; sie meinte, er hätte gar nicht zu passenderer Zeit kommen können, da Frau von Hohenstein und Helma eben auf der Rückreise von einem Seebade nach ihren hinterpommerschen Gütern einige Tage Aufenthalt in Berlin genommen hätten. Leo würde sie also sehen und sprechen können.

Dies war nun dem jungen Manne höchst gleichgültig, der sehr freimütig erklärte, er verspüre nicht die geringste Lust, für die pommerschen Damen den Fremdenführer zu spielen, sondern sei nur gekommen, um seinen Eltern eine wichtige Mitteilung zu machen.

Die Gräfin verschob diese wichtige Mitteilung auf den Abend oder den nächsten Morgen, da in den nächsten zehn Minuten Frau von Hohenstein und Helma zu Tische erscheinen würden.

Da schrillte auch schon die elektrische Klingel durch das Haus und die Erwarteten traten ein.

Leo, der sich von vornherein vorgenommen hatte, seiner Mutter zu zeigen, daß ihm die Anwesenheit der Damen weit eher lästig als willkommen sei, war ganz erstaunt, in der vornehmen Erscheinung im kleidsamen Promenadenkostüm das eckige, magere Mädchen wiederzufinden, das er zum letztenmal als Backfisch gesehen hatte. Die Jahre hatten Helma entschieden sehr vorteilhaft verändert. Auch das runde, blasse Gesicht mit den vollen Lippen und den dunklen Augen war, wenn auch nicht hübsch, so doch mindestens pikant zu nennen.

Helma freute sich offenbar über Leos Erscheinen und zeigte dies in so kindlich naiver Weise, daß es der junge Mann, der sich vorgenommen hatte, ihr sehr förmlich zu begegnen, wirklich schwer fand, ihr gegenüber seine kühle Zurückhaltung zu bewahren. Sie lachte und sprach wie mit einem alten Bekannten und zeigte, als der Nachtisch gereicht wurde, die Photographie eines großen Neufundländers.

„Ist das nicht ein entzückendes Tier?“ fragte sie dabei.

Frau von Hohenstein lachte.

„Laß Dir erzählen, beste Eleonore, wie wir dazu gekommen sind,“ sagte sie, sich an die Gräfin wendend, die jeden Blick und jedes Wort des jungen Mädchens und Leos heimlich beobachtete. „Lutz von Waldau, ein Verwandter meines verstorbenen Mannes, den wir unterwegs trafen, zeigte uns eines Tages zwei Bilder, seine eigene Photographie und die seines Hundes und fragte Helma, welches ihr am besten gefiele, und dieses schreckliche Kind zeigte auf den Hund!“

„War das Koketterie?“ dachte Leo.

Aber nein, förmlich harmlos blickte Helma auf.

„Warum schrecklich?“ fragte sie. „Es war doch nur die reine Wahrheit. Cäsar ist das Ideal eines schönen Hundes, und beim besten Willen kann man den kleinen kahlköpfigen Lutz nicht hübsch finden. Oder hat er etwa Deinen Beifall, Mama?“

„Erzähle doch die hübsche Geschichte von der Bankiersfamilie, die im Hotel unsere Nachbarn waren,“ sagte Frau von Hohenstein nach einer Weile.

Helma schob die Knackmandelnschale beiseite.

„Es war recht häßlich; die Leute, die zuerst hochmütig und protzig auftraten, entpuppten sich späterhin als ganz gewöhnliche Schwindler!“

„Wie hing die Geschichte zusammen? Bitte, ich bin ganz Ohr!“ versicherte der junge Graf, sich an Helma wendend.

Sie sah ihn vorwurfsvoll an.

„Ich mag nicht darüber reden,“ sagte sie. „In der Familie waren zwei reizende Kinder. Sie glauben nicht, wie leid mir die armen Kleinen gethan haben. Sie konnten doch nichts für die Schuld der Eltern!“

Die Baronin nickte ihrer Freundin zu.

„Siehst Du, so ist sie nun,“ sagte sie kopfschüttelnd. „An den Menschen findet sie alles entweder häßlich oder traurig. Sie versteht gar nicht, ein bischen amüsant zu schildern.“

Nach Tische, es war unterdessen beinahe fünf Uhr geworden, fuhr man im offenen Wagen hinaus in den Grunewald. Das junge Paar nahm auf dem Rücksitze Platz; der alte Graf zog es vor, zu Hause zu bleiben.

Auf dem Kurfürstendamm begegnete man einigen Reitern. Zu seiner Verwunderung erkannte Leo unter ihnen den Grafen Ellernburg, der zuerst erstaunt und dann mit einem vielsagenden Lächeln grüßte, nachdem er die junge Dame bemerkt hatte. Steinbeck, den es unangenehm berührte, in Helmas Gesellschaft öffentlich gesehen worden zu sein, biß sich ärgerlich auf die Lippen und ward von dem Augenblick an zerstreut und wortkarg.

Helma bemerkte das nicht. Sie schilderte ihr Leben auf dem Lande, erzählte von ihren kleinen Leiden und Freuden, und Lestwitz, — so hieß das Hauptgut, auf dem sie und die Mutter residierte, — war ihr drittes Wort.

Mitten im Walde stieg man aus und ging zu Fuß nach dem kleinen, weltabgeschiedenen Jagdschlößchen.

Auf dem See blühten die Mummeln; die Abendsonne zitterte über den stillen Wellen und glitzerte rotgolden in den Fensterscheiben des Schlößchens.

Frau von Hohenstein nahm die Schildpattlorgnette mit dem langen Stiel an die Augen.

„Sieh da,“ meinte sie, überrascht stehen bleibend, „es ist gar kein übles Bild, es liegt Stimmung darin!“

Helma war weniger entzückt. In der Nähe von Lestwitz gäbe es eine Menge Schlösser, die weit hübscher und großartiger wären, als dies Jagdhaus im Grunewald. Warum machten die Berliner nur so viel davon! Sie könnte das nicht begreifen. Auch der Wald, der ja zumeist nur Kiefernheide sei, gefiele ihr nicht sonderlich. In Lestwitz hätten sie so wunderschöne alte Buchenwälder.

„Sie kann einen nachgerade zur Verzweiflung bringen mit ihrem Lestwitz!“ dachte Leo und hieb ingrimmig mit seinem Spazierstöckchen auf einige unschuldige Farren, deren zartgefiederte Blätter im Lufthauch schwankten.

Er erzählte von der Sage, die sich an das Schloß knüpfte, von der Geliebten des Kurfürsten Joachim, der „schönen Gießerin“. Sie sei, hieße es, in einem Turm eingemauert worden, habe aber im Tode keine Ruhe gefunden und wandle nun um Mitternacht zuweilen wehklagend durch die Gänge des Schlosses.

Helma war die einzige, die diese Sage nicht kannte, doch sie machte auch keinen Eindruck auf sie.

In Lestwitz spuke es auch; dort sei es aber ein junger Ritter, der in der Gruft vor dem Altare keine Ruhe finden könne und der jedesmal, wenn in das Erbbegräbnis ein neuer Gast seinen Einzug halten solle, vorahnend das Totengeläut anhöbe.

Leo verneigte sich spöttisch.

„Wirklich, Baronesse, ich gebe zu, daß der Grunewald mitsamt seinen Sagen von Lestwitz geschlagen wird, aber nun üben Sie auch Gnade und ziehen Sie nicht fortwährend Parallelen, die uns mit Beschämung erkennen lassen, wie weit wir noch gegen Hinterpommern zurückstehen.“

„Ach so, Sie sind wohl böse auf mich, weil ich das nicht bewundere, was Sie mir freundlicherweise zeigten?“ sagte sie, die großen Kinderaugen schelmisch zu ihm aufschlagend. „Aber Sie wissen nicht, wie sehr ich meine Heimat liebe und wie schön sie ist, — und ich glaube, nicht nur in meinen Augen. Wenn Sie einmal in unsere Gegend kommen, müssen Sie uns auch besuchen und dann werde ich sie Ihnen zeigen. Wollen Sie?“

Leo verneigte sich steif.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Baronesse!“

Heimlich gestand er sich, daß sie für eine Erbin merkwürdig frisch und natürlich sei. Alles in allem war sie noch ein Kind, ein reizendes sogar, trotz der fixen Idee, Hinterpommern für ein Paradies zu erklären. Es wäre ihm jedoch viel lieber gewesen, er hätte Helma recht von Herzen hassen können.

Ziemlich schweigsam ward endlich die Rückkehr angetreten.

Als Mutter und Sohn zu Hause angelangt waren, sah die Gräfin heimlich gähnend nach der Uhr. Leo küßte ihr die Hand und wünschte ihr gute Nacht; für seine Mitteilungen war jetzt abermals die Zeit nicht günstig.

Am nächsten Morgen hatte er sich früh erhoben und saß bereits eine Stunde im Eßzimmer, als sein Vater eintrat. Die hohe, breitschultrige Gestalt des Grafen hatte noch immer nichts von ihrer Fülle und Stattlichkeit verloren, und das vornehme Gesicht trug auch jetzt den Ausdruck behaglichster Sorglosigkeit, als er dem Sohn gegenüber Platz nahm.

Langsam zündete er sich eine Cigarre an und rückte sich bequem in dem Lehnstuhl zurecht.

„Frau von Hohenstein soll sich sehr befriedigt über Dich geäußert haben,“ sagte er, die Unterhaltung beginnend. „Hm! Nun, Du kannst Dir etwas darauf einbilden!“

Leo betrachtete aufmerksam seine Fingernägel.

„Gewiß, Vater, ich weiß die Vorteile meiner guten Statur zu schätzen, die mir das Wohlwollen der Baronin eingetragen haben,“ sagte er.

„Dummes Zeug, — sei nicht gar zu bescheiden! Als besäßest Du nichts weiter, als eine gute Figur!“ grollte der Graf.

„O, ja, ich besitze ja noch mehr, — passable Manieren nämlich!“ spöttelte der junge Mann. „Beides genügt, um Frau von Hohenstein für mich einzunehmen.“

Der Graf stellte ärgerlich seine Frühstückstasse beiseite.

„Sprich nicht so thöricht, Leo. Wenn die Frau viel auf Aeußerlichkeiten giebt, so hättest doch gerade Du, dächte ich, keinen Grund, ihr deswegen zu zürnen.“

„Warum gerade ich?“ fragte der junge Mann, der eifrig beschäftigt war, Brotkügelchen zu drehen.

„Aber, mein Gott, willst Du denn nicht begreifen? Sage offen, wie gefällt Dir Helma?“

Leo antwortete nicht; sein Blick irrte über das verschlungene Muster des Teppichs.

„Nun, mein Sohn, wie gefällt Dir Helma?“ fragte der Graf noch einmal.

Leo, der aufgestanden war, stützte sich auf die Sofalehne und sagte, den Grafen voll anblickend: „Helma ist ein angenehmes, liebenswürdiges Mädchen, doch sie ist nicht das Weib, das ich einst heimführen möchte!“

Der Graf richtete sich straff auf. Mit durchbohrendem, ja fast drohendem Blick trafen seine Augen den Sohn.

Den jungen Grafen schien der Blick des Vaters nicht im geringsten zu beirren; er mußte sein festes Ziel vor Augen haben. Und ebensowenig thaten es dessen Worte, als derselbe mit ungewohnter Betonung zu ihm sprach: „Du solltest Dir Zeit lassen zur Besinnung, ehe Du Derartiges sagst. Ich habe Dir niemals ein Hehl daraus gemacht, daß wir über unsere Verhältnisse leben, daß —“

Leo unterbrach ihn.

„Ich weiß, Papa, aber es ist so lange gegangen, es wird wohl auch noch eine Zeitlang weitergehen. Ich aber kam, um Dir eine wichtige Mitteilung zu machen. Ich beabsichtige, mir einen Hausstand zu gründen. Das Mädchen, welches ich liebe, besitzt kein Vermögen, aber wir können uns einschränken. Ich werde mich in ein billigeres Regiment versetzen lassen. Die Zulage, die ich bisher erhielt, soll auch ferner genügen. Wenn Du die Wahl, die ich traf, vielleicht im ersten Augenblick nicht gutheißen kannst, Vater, so denke daran, daß ich das Mädchen liebe!“

Seine Stimme vibrierte vor unterdrückter Bewegung; der Ausdruck von Ernst und Entschlossenheit, der sein Gesicht überflog, kleidete ihn gut.

Der Graf fuhr auf. „Es ist so lange gegangen, sagst Du. Es wird nicht mehr so gehen, sage ich. Steinbeck ist verschuldet, stark verschuldet. Ein Jahr würde ich es vielleicht noch halten können, — doch schließlich — ein Bankerott ist unvermeidlich!“

Leo richtete die Augen starr auf den Vater. „Unvermeidlich, unvermeidlich!“ stammelten seine zuckenden Lippen.

„An Dir liegt es, Leo, wenn Du das Glück, das sich Dir bietet, beim Schopfe nimmst!“ sagte der alte Graf, beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes legend, „so läßt sich das sonst unvermeidliche abwenden, „laß die sentimentalen Thorheiten beiseite. Ich ahne, wo Du hinauswillst. Glaube mir, auch ohne ihr Geld ist Helma ein Mädchen, dessen Besitz jeden Mann beseligen würde. Und Du hast Eindruck auf sie gemacht, Dich liebt sie. Willst Du an dem Glück, das sich Dir bietet, vorübergehen, wie ein Nachtwandler, ein Thor? Soll ich Dich an das erinnern, was Du Dir selbst schuldig bist, Du der Erbe eines alten Namens?“ fragte er weiter, während das joviale Lächeln aus seinem Antlitz schwand.

Als der Graf endlich das Zimmer verließ, blieb der junge Mann in einem Aufruhr der verschiedensten Gefühle zurück.

Hatte er denn im Grunde etwas ganz Neues, ganz Unerwartetes vernommen? fragte er sich. Er wußte längst, daß seine Mutter Pläne geschmiedet hatte, die seine Verbindung mit einer Erbin bezweckten. Er wußte auch, daß Steinbeck verschuldet war. Und doch, wenn es auch Stunden gab, in denen er sich die Verhältnisse klarlegte, daß sie schon jetzt auf eine Katastrophe drängten, das hatte er nicht geahnt.

Wohl, Zeiten waren gekommen, in denen er seine Liebe zu Anne-Marie für Thorheit erklärte, — freilich, — doch er liebte sie. Und wer liebt ohne Hoffnung?

Heute hatte er seinen Eltern die Neigung gestehen wollen und sich zwar auf einen ernstlichen Sturm gefaßt gemacht, aber doch nicht daran gezweifelt, alle Vorurteile zu besiegen. Ein Kampf stand ihm bevor, ein Kampf, den er mit sich allein auszufechten hatte.

Gegen Mittag mußte Leo in Begleitung seiner Mutter den Hohenstein'schen Damen, die im Kaiserhof wohnten, Besuch abstatten und darauf mit ihnen die Kunstausstellung besichtigen. Nachmittag und Abend vereinigte sie wieder.

Und als Frau von Hohenstein in den nächsten Tagen Berlin verließ, erhielt Leo in aller Form eine Einladung nach Lestwitz. Die Gräfin Steinbeck aber, die es sich natürlich nicht hatte nehmen lassen, den lieben Reisenden bis nach dem Bahnhof das Geleit zu geben, konnte trotz der Abschiedsstimmung ein Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken.

Leo eine Einladung nach Lestwitz! Das ersehnte Glück gewann damit endlich greifbar feste Gestalt.

Leo erschien es bei seiner bedrückten Gemütsstimmung unmöglich, sofort wieder in die Garnison zurückzukehren. Er bat telegraphisch um Nachurlaub, erhielt ihn und benutzte die Tage, die ihm bewilligt wurden, zu einem Ausflug in den Harz.

Unterwegs schrieb er an Heinz und bat ihn, den Wechsel prolongieren zu lassen, koste es, was es wolle. Augenblicklich könne er die Summe nicht beschaffen.

„Dein Name ist ja nur pro forma auf den Wechsel geschrieben, bester Freund,“ hieß es in jenem Briefe. „Bewillige also nur getrost die Forderungen Feldmanns, dem es wahrlich nicht darauf ankommen kann, ob er sein Geld mit Zinsen — und ich bin bereit, die höchsten zu zahlen — vier Wochen früher oder später erhält.“

Dies Schreiben erhielt Heinz am siebenten August, worauf er nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu seinem Hauswirt hinunterzustürzen.

Der weißhaarige, alte Herr empfing ihn wie immer in der dunklen Hinterstube, zog die Kappe vom Haupte, stellte die Pfeife an die Seite und fragte, womit er dem Herrn Leutnant dienen könne.

Die Thür zum Nebenzimmer stand offen. Heinz aber dachte nicht daran, nachzusehen, ob die schöne Kläre etwa dort sei.

„Bester Feldmann, mein Wechsel ist fällig, — haben Sie Geduld, — noch vier Wochen Geduld. Nicht wahr, so lange werden Sie doch warten können, guter Herr Feldmann? Fordern Sie, so viel Sie wollen, nur verlängern Sie den Schuldschein. Sie wissen, ich habe das Geld damals nicht für mich gebraucht, sondern für meinen Freund, den Grafen Steinbeck, und der ist augenblicklich stark in Verlegenheit. Aber nur augenblicklich!“

Heinz sprach abgebrochen, atemlos; man sah ihm an, wie schrecklich peinlich ihm die ganze Sache war.

Der alte Feldmann schüttelte den Kopf.

„Warum erregen Sie sich, Herr Leutnant? Auf vier Wochen soll es mir nicht ankommen!“

„Bester Freund, Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen!“ rief Heinz. „Wo ist der Schein? Geben Sie her, damit ich unterschreiben kann!“

Der Alte suchte in seinen Papieren, plötzlich fiel ihm etwas ein.

„Ja, richtig, wie ich das vergessen konnte, Herr Leutnant, wie ich das vergessen konnte. Den Schuldschein hat der Max an sich genommen, und der ist augenblicklich nicht zu Hause.“

Heinz überschlich ein unangenehmes Gefühl.

„Ihr Neffe besitzt den Schuldschein?“

Feldmann senior bejahte.

„Nun, das thut nichts. Ich schicke später den Max zu Ihnen; dann kann die Sache erledigt werden,“ sagte er.

Heinz ging in seine Wohnung; das häßliche Gefühl blieb. Immer und immer sah er das boshafte Spitzbubengesicht Max Feldmanns vor sich, wie er es an jenem Abend erblickt, als er die schöne Kläre heimbegleitet hatte.

Heinz dachte nach. Vielleicht war es doch das beste, die Geschäftsverbindung mit Feldmann zu lösen. Er wollte sich an seinen Bruder wenden, ihm die ganze Sache erklären und ihn um das Geld bitten. Das war sicherlich das richtigste.

Da Heinz am Nachmittage Dienst hatte, schickte er seinen Burschen mit einem Briefe nach Kremzin, der ‚nur an Herrn Werner persönlich‘ abzugeben war. Die Weisung hatte Heinz dem Diener gegeben, und der brachte das Schreiben gewissenhaft wieder zurück. Ernst war verreist; er würde, wie der Bursche gehört, erst morgen abend nach Hause kommen.

Am achten August hatte Heinz, des bevorstehenden Manövers wegen, in den Kasernen zu thun; am neunten, in aller Frühe, ward er zum Obersten entboten.

Leichenblaß kehrte er zurück. Feldmann junior hatte den Wechsel beim Regiment eingereicht, selbstredend im Namen des Alten. Ja, Max war wirklich der eifersüchtige Türke, für den er verschrieen war.

An demselben Tage aber empfing Leo ein dienstliches Schreiben, durch welches er zur deutschen Botschaft nach München kommandiert wurde.

Die Freundschaft, die Eleonore Steinbeck mit der Gräfin Sternfeld gepflegt hatte, trug endlich ihre Früchte. Vor Leo Steinbeck waren die Wege zu einer glänzenden Carriere weit aufgethan.

14.

Zum erstenmal seit langer Zeit ritt Heinz nach Greinshagen hinüber. Als er zuletzt da war, standen die Linden in Blüte; jetzt waren die Felder leer, und die Schwalben rüsteten sich zur Reise. Nun zügelte er das Pferd vor dem schiefergedeckten, leuchtend weiß getünchten Herrenhause und überblickte wie prüfend die lange Fensterreihe, um sich dann schließlich selbst zu verspotten. Thorheit, ihn erwartete niemand, ja, er war sogar vielleicht schon längst vergessen.

Ein Knecht eilte herbei und nahm ihm den Fuchs ab.

„Nicht in den Stall bringen, nur auf und ab führen!“ befahl Heinz, die Treppe hinaufeilend.

Ein Mädchen erschien und meldete, die Herrschaften seien im Freien, worauf Heinz durch die Veranda in den im Herbstschmuck der Astern prangenden Garten schritt.

Die erste, die ihm entgegenkam, war Tante Ulrike, die wie immer kurz angebunden und von etwas bissigem Humor war. Er begrüßte sie in alter Weise; gewohnheitsmäßig küßte er ihr die Hand.

„Man hört nette Geschichten von Dir, Heinz," begann sie mit einem bittersüßen Lächeln. „Paula wollte es zuerst gar nicht glauben."

Hierbei strich sie mit der Hand die Falten ihres unvermeidlichen grauen Alpakakleides glatt, auf dem auch nicht ein Stäubchen zu sehen war.

Heinz zog vor, die Sache nicht weiter zu erörtern, sondern statt dessen zu erwidern: „Ich freue mich, Dich bei so guter Laune zu finden. Ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Dich zu sehen."

„Das Bedauern war gegenseitig!" versicherte Fräulein Ulrike spitz. „Wir haben Deine Besuche vermißt. Allein was hat Dir, dem flotten Husaren, unser bescheidenes Greinshagen zu bieten? Zudem war auch der Bruder in der letzten Zeit recht leidend!"

„Onkel Hellborn ist krank? Das ahnte ich nicht!" sagte Heinz teilnehmend. „Hoffentlich ist sein Befinden nicht derartig, daß er das Bett hüten muß?"

Sie zeigte auf die Laube, auf die sie zuschritten.

„Dort sitzt er auf einer Bank und läßt sich von der Sonne bescheinen. Vermutlich hat er sich erkältet, aber daran ist Paula schuld, die ihn immer verleitet, in der feuchten Abendluft auszugehen. Und wer trägt den Schaden davon? Ich, nur ich, die ihn pflegen muß, denn Paula hat natürlich keine Ahnung davon, wie man mit Kranken umgeht."

„Aber ich bemühe mich, es zu lernen," sagte Paula, die plötzlich neben der Bank stand, auf der Hellborn saß und die Decke zurechtzog, die dem Patienten entglitten war. „Nicht wahr, mit der Zeit werde ich es schon verstehen?"

Hellborn nickte.

„Schilt das Kind nicht, Ulrike," sagte er, „es kann ja nicht dafür, daß ich krank bin."

Heinz hatte indessen Zeit, Paula genauer zu beobachten. Sie sah blaß und angegriffen aus, und bläuliche Schatten lagen um ihre Augen. Härmt sie sich? dachte er, um sogleich hinzuzusetzen: Meinetwegen? Er wußte ja jetzt, daß man in Greinshagen bereits wußte, daß er die schöne Kläre heimbegleitet hatte.



2. Alter Sandwich-Insulaner.

Er bemühte sich, während er an Ulrikes Seite — Paula führte Hellborn — dem Hause zuschritt, irgend ein Wort zu finden, das er dem Mädchen sagen und das ihm als Entschuldigung dienen konnte. Doch ob er sich gleich die Lippen wund und blutig biß, das Wort konnte er nicht finden. Und wenn er sich auch tröstend sagte, daß das kein Verbrechen sei, trotz- und alldem ward ihm klar, daß Paula nicht nur an seiner Liebe, sondern auch an seinem Charakter zweifeln müsse.

Und wie stand er nun gar Hellborn gegenüber, Hellborn, dem er beweisen wollte, daß in ihm doch noch etwas anderes und Besseres stecke, als der leichtlebige, übermütige Salonheld?

Aber wer trug schuld daran, daß er in diesem Bestreben so kläglich gescheitert war? Niemand anders, als Leo Steinbeck.

Heinz ballte heimlich die Faust und in ihm kochte der Zorn gegen den ehemaligen Freund. Freilich, wer hieß ihn, für andere die Kastanien aus dem Feuer holen?

Nur wenige Minuten saß er im Wohnzimmer. Er hatte sich Hellborn anvertrauen wollen, indes er sah ein, daß er den kranken Mann nicht beunruhigen dürfe. Als er sich verabschiedete, war Paula verschwunden.



3. Sandwich-Insulanerin mit einem Schweinchen im Arm. (Mit Text.)

„Sie richtet der Köchin eine Bestellung aus, ich werde sie von Dir grüßen," versicherte Tante Ulrike.

Heinz wartete im Hausflur, bis Paula zurückkam. „Tante Ulrike quält Sie jetzt wohl recht?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht mehr als sonst," gab sie kurz zur Antwort.

„Aber, warum sind Sie so blaß, Fräulein Paula?" forschte er weiter, die zarten Linien ihres Profils studierend.

„Blaß? Daran ist die schlechte Beleuchtung schuld! Sie werden doch nicht denken, ich härmte mich um irgend etwas?" sagte sie, ihm fest in die Augen sehend. Er trat ihr näher.

„Paula, liebe Paula, sind Sie mir böse?"

Wie flehend klang seine Stimme.

„Böse? Aber ich bitte Sie, mit welchem Recht käme ich dazu, an Ihnen irgendwie Kritik üben zu wollen?"

Der Ton seiner Stimme berührte sie nicht; sie sprach ruhig, sicher, abweisend.

Er stand vor ihr und zerrte an seinen Handschuhen; zum erstenmal in seinem Leben war Heinz Werner verlegen.

Hätte er ihr nur alles erklären können! Doch dann hätte er ihr zuerst von seiner Liebe erzählen müssen, und das durfte er nicht, weil er Hellborn gelobt hatte, ihr gegenüber von seinen Gefühlen zu schweigen.

„Leben Sie wohl, Paula!" sagte er endlich mit leicht vibrierender Stimme.

Er wollte ihr die Hand reichen, doch sie that, als bemerke sie es nicht, neigte leicht grüßend das flechtengekrönte Köpfchen und verschwand hinter der nächsten Thür.

Heinz wollte ihr zuerst nacheilen, doch er besann sich, stürzte die Treppe hinunter und schwang sich in den Sattel.

In Kremzin traf er Mutter und Bruder zu Hause.

„Du kommst gewiß, um Dich zu verabschieden, da, wie ich höre, Dein Regiment morgen zum Manöver ausrücken wird," sagte Frau Werner.

„Nein, — ja, ich will mich verabschieden!“ stammelte Heinz, worauf er dem ihm entgegeneilenden Bruder hastig zuflüsterte: „Ich komme nachher auf Dein Zimmer, ich habe notwendig mit Dir zu reden.“

Frau Werner hatte sich mit der Zeit in die veränderte Lage der Dinge gefügt, um so eher, als sie zu erkennen glaubte, daß die Wirtschaft unter Ernsts Leitung gedieh. Außerdem aber war sie im Sommer ein wenig leidend gewesen und fügte sich somit um so eher in das Menschenlos, welches auch über sie verhängt worden war, jüngeren Kräften Platz machen zu müssen.

Wie immer, wenn sie ihren jüngsten Sohn sah, verklärte ein Lächeln ihr strenges, regelmäßiges Gesicht. Liebkosend fuhr ihre Hand über seinen blonden, lockigen Scheitel.

„Wie steht es in Neustadt?“ fragte sie.

„Alles beim alten!“ erwiderte er, zog einen Stuhl neben den Platz seiner Mutter und setzte sich. „Das gesellige Leben ist gänzlich erstorben, und bei Tische wäre es recht herzlich langweilig, wenn nicht der famose Alten mitsamt seinem „Darling“ dem arg darniederliegenden Humor — unfreiwillig natürlich — zu einigen spärlichen Blüten verhülfe. Das Vollblut, das zu allen möglichen Rennen angemeldet war, muß nämlich einer Sehnenentzündung wegen unthätig im Stalle stehen, was Ellernburg, so oft Darlings unglücklicher Herr erscheint, zu dem Gesange begeistert: Nur wer die Sehnen kennt, weiß, was ich leide!“



4. Eingeborene von Neupommern.

Er nestelte an seiner Uhrkette und fuhr gezwungen lächelnd fort: „In der That, ich vergaß, es giebt wirklich etwas Neues zu melden. Leo Steinbeck ist versetzt, — zur Botschaft nach München, und es heißt, er werde sich nächstens mit einer bildhübschen Millionärin verloben!“

Ernst fuhr auf. „Das ist doch wohl nur ein Gerücht,“ sagte er mit flammenden Augen.

Heinz, der den Bruder verwundert anschaute, zuckte die Achseln. „Bis jetzt natürlich, aber es tritt doch sehr bestimmt auf. Ellernburg will ihn auch in Berlin an der Seite einer jungen Dame gesehen haben, während seine und ihre Mutter das Paar beschützten. Nun, im übrigen, was kümmert das Dich oder mich?“

Er stürzte hastig ein Glas Wein hinunter, das die Mutter sorglich für ihn zurechtgestellt hatte, und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Wann wirst Du mir eine Tochter zuführen?“ lächelte Frau Werner. „Ich glaube nämlich, Dein Bruder wird sich in allernächster Zeit zu dem großen Schritte entschließen. Er war neulich einen ganzen Tag in Braunsfelde, und mich müßte alles täuschen, wenn er nicht an Else Braun tieferes Interesse nimmt.“

Des Jägers Heim. Originalzeichnung von Adolf Eberle. (Mit Text.)

„Ganz gewiß und das allergrößte sicher daran, daß sie erst vergangenes Jahr Tanzstunde gehabt hat,“ sagte Ernst, auf den neckenden Ton eingehend. „Aber, verzeiht, wenn ich mich zurückziehe, ich habe noch viel zu arbeiten!“ rief er, indem er das Zimmer verließ.

Und nun saß er vor dem Schreibtisch, nahm mechanisch die Feder in die Hand, rechnete und schrieb Zahlen auf den Bogen, der vor ihm lag. — Aber die Arbeit ging nicht von statten, ein häßlicher Gedanke quälte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dilemma eigener Art.

Humoristische Skizze von O. von Briesen.

Der Leutnant von Rennefeld besaß neben vielen guten Eigenschaften, die ihn namentlich als tüchtigen Soldaten und schneidigen Reiter kennzeichneten, eine auffallende Schwäche, die wohl geeignet war, ihm hie und da erhebliche Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er hatte absolut kein Gedächtnis für Namen, sei es von Menschen oder auch von Thieren, und mit beiden mußte er sich als Husaren-Offizier doch unausgesetzt abgeben.

Die Vorgesetzten, denen dieser Uebelstand bekannt war, sahen in liebenswürdiger Weise darüber hinweg, weil er sich im übrigen in hohem Grade ihre Zufriedenheit zu erwerben wußte. Was aber seine Untergebenen betraf, so machte es ihnen nichts aus, ob er sie bei wirklichem oder erdachtem Namen nannte, sie waren so eingeschult, daß ein Augenzwinkern seinerseits genügte, um jeden wissen zu lassen, wer von ihm gemeint sei.

Im gewöhnlichen Dienst kam Rennefeld somit ganz gut aus, etwas haikler konnte jedoch die Sache werden, wenn mal ein höherer Vorgesetzter erschien und Ohrenzeuge wurde, wie der Leutnant seine Husaren abwechselnd nur mit Lehmann, Müller, Schulze und Schmidt benannte. Bisher hatte ihm noch keiner der Generäle nach dieser Richtung hin auf den Zahn gefühlt, wenn einer oder der andere derselben zu Inspizierungen erschien, stets waren, seit Rennefeld im Regiment stand, andere Kameraden zu Vorinstruktionen, besonderen Reitbesichtigungen und dergleichen auserwählt worden.

Nun begab es sich aber eines schönen Tages, daß der Brigade-Kommandeur sich anmeldete und zugleich eine Instruktion der betreffenden Schwadron durch Rennefeld schon für den nächsten Morgen anordnete, der dann am Nachmittage ein Reiten auf dem Exerzierplatze, geleitet von demselben Offizier, folgen sollte.

Der arme Offizier befand sich ob seiner „Namen-Losigkeit" in allererregtesten Schwulitäten und sann hin und her, wie er einer für ihn fast unvermeidlichen Blamage vorzubeugen vermöge. Es gab nur zwei Wege, die sich ihm boten; entweder meldete er sich krank und war dadurch der Gefahr enthoben, sich eine Blöße zu geben, oder aber er mußte schleunigst ein Mittel zu entdecken suchen, das ihm in seiner angeborenen Schwäche den nötigen Schutz verlieh. Die erstere Ausflucht zu erwählen, daran hielt ihn sein Wahrhaftigkeitsgefühl zurück, denn krank im eigentlichen Sinne des Wortes war er ja nicht, er hatte es vielmehr nur mit einer Art nervöser Aufregung zu thun, die ihm freilich genug zu schaffen machte. Somit blieb einzig sein Erfindungstalent übrig, dem er denn auch sein ganzes Heil anzuvertrauen beschloß.

Während seiner Grübeleien kam ihm plötzlich eine Idee, die sich verwirklichen läßt und mit deren Ausführung er daher auch nicht zögerte. Er besaß ein Verzeichnis der Mannschaften und auch der Pferde der Schwadron, derartig geordnet, wie sie in den Gliedern nebeneinander standen. Mit äußerster Sorgfalt schnitt er ein Stück feines Papier genau in der Form zurecht, daß es, auf die innere Fläche seines linken Handschuhs geklebt, diese völlig deckte. Sodann schrieb er mit kleiner, aber recht deutlicher Schrift die Namen der Leute der Reihe nach auf diesen Zettel, dem er seinen Platz in einem Handschuh gab. Ebenso verfuhr er mit den Pferden und klebte das betreffende Verzeichnis gleichfalls in einen besonders ausgesuchten linken Handschuh.

Nachdem die mühevolle Arbeit, die mehrere Stunden in Anspruch genommen hatte, beendet war, atmete Rennefeld ganz erleichtert auf. „So, auf diese Weise," murmelte er vor sich hin, „bin ich wohl gewappnet gegen die Fährlichkeiten, die mein Gedächtnis mir sonst sicher bereitet; die rechte Hand muß ich natürlich zum Salutieren fast frei behalten, mit der linken dagegen kann ich in unauffälliger Weise schon derart manipulieren, daß ich das Verzeichnis stets vor Augen habe." Völlig beruhigt, suchte er späterhin sein Lager auf und schlief bis in den hellen Tag hinein, da die Instruktion erst um zehn Uhr angesetzt war.

Die präparierten Handschuhe hatte er noch abends fein säuberlich zusammengezogen und beide Paare auf den Tisch gelegt: das mit den Mannschaftsnamen neben den Aschbecher, das andere auf den Korkenzieher.

Nachdem Rennefeld seinen Kaffee zu sich genommen hatte, zog er sich gemächlich an, denn die Zeit drängte, wie sein Chronometer angab, durchaus nicht. Plötzlich stürzte sein Bursche ins Zimmer und rief: „Herr Leutnant, es ist gleich zehn Uhr, die Trompeter blasen schon in der Kaserne!"

„Aber das ist ja nicht möglich," meinte der Offizier, indem er seine Uhr aus der Tasche nahm; nach ihr konnte es eben erst „Neun" geschlagen haben. Sie ans Ohr haltend, ließ sich allerdings konstatieren, daß sie stehen geblieben war, und demzufolge ging es nun Hals über Kopf in die Attila, der Säbel ward umgeschnallt, die Pelzmütze aufgestülpt, in der Hast nach den Handschuhen gegriffen und eiligst verließ er das Haus, um nicht zu spät auf dem Appelplatze zu erscheinen. Sein einziger Gedanke war im Augenblick das rechtzeitige Eintreffen bei der Schwadron — in welchem Lichte würde er dastehen, wenn er an einem gerade für ihn hochwichtigen Tage sich Unpünktlichkeit zu schulden kommen ließ!

So kam es denn, daß momentan sogar die Namen-Kalamität und der rettende Handschuh in Vergessenheit geraten war, worauf er erst wieder gebracht wurde, als er nach beschleunigtem Gange dicht vor der Kaserne im Begriffe stand, sich zu behandschuhen. Während er hiermit beschäftigt war, machte er zu seinem Schrecken die Wahrnehmung, daß er in der Ueberstürzung das falsche Paar Handschuhe gefaßt hatte — nun die Sache konnte gut werden!

Ein Reparieren dieses Versehens ließ sich nicht mehr ausführen, denn auf der Bildfläche erschien bereits der Brigade-Kommandeur. Im Fluge überlegte Rennefeld, was in dieser üblen Situation zu thun; das Resultat war, daß er sich in das Unvermeidliche schicken und sein Heil getrost mit dem Pferdeverzeichnis versuchen müsse.

Nach den üblichen Meldungen wandte sich der General, der vom Regiments-Kommandeur begleitet war, an Rennefeld und trug ihm auf, einen Vortrag über den Sicherheits- und Aufklärungsdienst vor dem Feinde zu halten und zugleich unausgesetzt Fragen an die namentlich aufgerufenen Mannschaften zu richten. Der Befehl Nr. 1 machte unserem Leutnant nicht das geringste Kopfzerbrechen, denn er kannte jeden Zweig des Dienstes aus dem ff, dagegen rief das Verlangen Nr. 2 eine gelinde Beklemmung bei ihm hervor, der er jedoch Herr zu werden wußte.

Völlig unvorbereitet auf das gestellte Thema behandelte er den Stoff in so gründlicher, übersichtlicher und dabei populär gehaltener Weise, daß auch der unwissendste Bauernbursche ihm zu folgen vermochte. Auch der General drückte wiederholt durch beifälliges Kopfnicken seine Zufriedenheit mit dem, was er hörte, aus. Dann folgte die erste Fragestellung an einen gewissen „Perikles", den rechten Flügelmann, die von diesem in exaktester Weise beantwortet wurde. „Hannibal", „Nero", Odysseus", Koriolan" u. s. w. waren ebensogut beschlagen, als an sie die Reihe kam. Da ertönte zwischen allen diesen antiken Namen plötzlich derjenige eines gewöhnlichen „Lehmann", der sich weiterhin noch mehrmals wiederholte, abwechselnd mit „Cäsar", „Diogenes", „Kastor", „Darius", „Hektor", „Müller", „Schulze" und „Schmidt" — ja sogar ein „Neumann" mußte sich unter diese Kriegerschar, die zumeist so hervorragende Namen führte, verlaufen haben.

Der Brigadier machte anfangs ein ganz verdutztes Gesicht, als er all' die Namen hörte, die ihn an seine Schulzeit und das Büffeln der alten Geschichte erinnern mochten — er sagte jedoch kein Wort, sondern ließ den Vortragenden ruhig fortfahren, dessen Behandlung der ihm gestellten Aufgabe ihm, dem General, im übrigen ganz außerordentliche Befriedigung gewähren mußte.

Nachdem der letzte Mann der Schwadron, Namens „Aesop", bei der Vorstellung an die Reihe gekommen war, die meisten der anwesenden Offiziere sich aber die Lippen hatten wund beißen müssen, um nicht herauszuplatzen, gebot der General Rennefeld, sein Examen zu schließen.

„Ich bin äußerst zufrieden mit euch, Husaren," redete er alsdann die Schwadron an, „Ihr seid so vorzüglich instruiert, daß ich sowohl euch, wie eurem Lehrer meine volle Anerkennung nicht vorenthalten will. Ihr habt dafür morgen einen völlig dienstfreien Tag — nun macht, daß ihr fortkommt!"

Die Leute eilten freudestrahlend von dannen, daß sie so gelobt worden waren, that ihnen namentlich ihres guten Leutnants wegen wohl, der es so vortrefflich mit ihnen meinte, und sie heute, was freilich nur die wenigsten wußten, fast ohne Ausnahme zu berühmten Männern hatte avancieren lassen.

Als die Schwadron abgetreten war, versammelte der Brigadier die Offiziere um sich und ging nun näher auf die Instruktion ein. „Leutnant von Rennefeld", so begann er, „Sie haben meine Erwartungen, die ich von Ihnen als Instruktor hegte, bei weitem übertroffen und ich zolle Ihnen dafür das wohlverdienteste Lob. Sie haben diesen Zweig unseres Dienstes so aufgefaßt und Ihre Untergebenen damit vertraut gemacht, wie es seitens jedes Kavalleristen geschehen sollte. In Anbetracht Ihrer dienstlichen Leistungen, die, wie ich weiß, in jeder Beziehung die lobenswertesten sind, sehe ich gern über einen Lapsus hinweg, der, nebenbei bemerkt, eines komischen Anstrichs nicht entbehrte. Wie, dies möchte ich Sie fragen, sind Sie auf die Idee gekommen, dem bei weitem größten Teil Ihrer Leute althistorische Namen zu verleihen, gespickt mit einigen moderneren, wie Schmidt, Müller und Schulze die übrigens auch wohl kaum die zutreffenden gewesen sein dürften? Wenn auch

eine Ahnung in mir auftaucht betreffs dieser Umtaufe, so ist mir doch der Zusammenhang nicht völlig klar und darüber bitte ich mich zu belehren!“

Auf Rennefeld wirkten die durchaus nicht unfreundlichen Worte des Vorgesetzten ungemein beruhigend und er hub alsbald an: „Herr General werden vielleicht schon vom Herrn Oberst gehört haben, daß mein Gedächtnis mich gänzlich im Stiche läßt, sobald ich es mit Namen zu thun habe. Um dieser Schwäche nun die Spitze abzubrechen, fertigte ich mir Verzeichnisse der Leute und auch der Pferde der Schwadron an, die ich je in einen linken Handschuh klebte, so daß ich sie im Bedarfsfalle benutzen konnte. Unglücklicher Weise blieb heute früh meine Uhr stehen, so daß ich nahe daran war, unpünktlich zu werden. Nur durch die allergrößte Eile vermied ich dies, vergriff mich aber in der Hast in den Handschuhen und merkte diesen Irrtum erst, als ich mich hier auf dem Platze befand. Notgedrungen mußte ich nun das Pferderegister auf die Menschen übertragen, was sich aber auch nicht so ganz glatt abthun ließ, da wir in der Schwadron eine Menge Tiere weiblichen Geschlechts haben. Da ich mit Weibernamen doch keinen Mann rufen konnte, so mußten die Müller's und Schulze's u. s. w. als Lückenbüßer an diesen Stellen einspringen. Ich gebe zu, daß die Sache nicht in der Ordnung ist — es blieb mir aber thatsächlich keine andere Wahl, ich hätte denn gerade mit Lehmann XXV. Schmidt XX. Müller und Schulze je XXX. aufwarten müssen, was zweifellos noch auffallender gewesen wäre!“

„Nun, mein lieber Rennefeld,“ nehmen Sie sich die Taufprozedur nicht zu sehr zu Herzen,“ erklärte wohlmeinend der General, „jeder sucht etwaige Schwächen zu verbergen, und daß der von Ihnen eingeschlagene Weg den Dienst nicht beeinträchtigt, dafür haben Sie selbst heute den besten Beweis erbracht.“

Damit waren die Offiziere entlassen, die natürlich nicht umhin konnten, den „Wiedertäufer“ längere Zeit zu utzen, der seinerseits recht zufrieden war, daß der General dem Dinge die humoristische Seite abzugewinnen verstanden hatte.

Mutterliebe.

ie Mutter wiegt ihr schlummernd Kind im Schoß,
Und schaut es an mit träumerischen Sinnen,
Wie leicht mag sie des Knaben künftig Los
In ihrem Traum aus Lieb' und Hoffnung spinnen.

Und wenn auch unerfüllt, du holdes Kind,
Der Mutter Traum, der Mutter Hoffnung bliebe,
Dereinst die guten Sterne treulos sind,
Erlischt doch nie der Mutter heil'ge Liebe.

Julius Lichtenstein.



Unbekannte Gebiete im Bismarck-Archipel. Von den vielen Kolonien des Deutschen Reiches ist keine bisher so unbeachtet und unbekannt geblieben wie der entlegene Bismarck-Archipel, der sich nördlich von Australien ausdehnt und mit all den Hunderten von Inseln zusammengenommen etwa die Größe von Württemberg, Baden und Hessen besitzt. Bis zum vergangenen Jahr von der Neuguinea-Gesellschaft verwaltet, trat erst seit jener Zeit das Reich in seine Rechte, und dank dem Eifer der neu eingesetzten Regierung wird dieses von der Natur so überaus reich gesegnete Kolonialgebiet gewiß in kurzer Zeit geregelten Zuständen entgegengeführt werden. Bisher beschränkte sich die Verbindung des Archipels mit der Außenwelt auf einen einzigen Postdampfer des Norddeutschen Lloyds, der alle zwei Monate einmal die kleinen Handelsstationen an der Blanchebai, zwischen den Hauptinseln Neupommern und Neumecklenburg, anlief. Erst seit einem Jahr hat die Kolonie eine „Hauptstadt“ erhalten, in der der neuernannte Gouverneur mit seinen drei Beamten die Geschicke dieses Gebiets lenkt. Wer mit dem Lloyddampfer von Singapur aus über Neuguinea an die Küsten dieser fast durchweg von Menschenfressern bewohnten Inseln und endlich auf die Rhede von Herbertshöhe — das ist der Name der Hauptstadt — gelangt, wird dieselbe in dem ungeheueren Palmenwald am Strande vergeblich suchen. Ein paar Pflanzerhäuser hier und dort, eine Anzahl niedriger Gebäude der katholischen Mission, überhöht von einer zweitürmigen Kirche, das ist alles. Rings umgeben von wilden Eingeborenenstämmen, die mit Leidenschaft dem Kannibalismus ergeben sind, während auf der Mehrzahl der Inseln die weißen Händler und die Bemannung der kleinen Handelsschiffe von Tag zu Tag ihres Lebens und ihrer Habe nicht sicher sind, besteht die ganze, bewaffnete Macht, über die die Regierung verfügt, aus etwa 80 schwarzen Polizisten, die unter den Eingeborenen rekrutiert werden. Wie die Wohnungen der Eingeborenen heute noch in der unmittelbaren Nachbarschaft der meisten Ansiedelungen aussehen, zeigt die Abbildung 1. Es sind Palmstrohhütten am Meeresstrand, umgeben von Kokospalmen, die den Bewohnern mit ihren Nüssen nicht nur eins der wichtigsten Nahrungsmittel, sondern gleichzeitig auch den hauptsächlichsten Artikel für den Tauschhandel, nämlich Kopra, liefern. Im ganzen Archipel dreht sich alles um Kopra. Die 300 Weißen, zumeist Deutsche, die teils als Pflanzer in der Umgebung von Herbertshöhe, teils als Händler auf den verschiedenen Inseln zerstreut wohnen, finden in Kopra ihre wichtigste, wenn nicht einzige Einnahmequelle. Die Plantagen enthalten zum weitaus größten Teil nur Kokospalmen, der Kokosnuß verdankt der Archipel hauptsächlich seine weiße Besiedelung, in der Kokosnuß liegt der Keim ihrer weiteren Entfaltung und Blüte, und die frühere Herrin des Landes, die Neuguinea-Gesellschaft, hätte mit viel größerem Recht auf ihre Verkehrsmünzen die Kokosnuß statt des langschwänzigen Paradiesvogels aufprägen sollen. Die Kokosnüsse werden in der Nähe der Pflanzerhäuser von ihrer Faserhülle befreit, dann in kleine Stücke zerschlagen und in der Sonne getrocknet. Das ist Kopra, die nach Singapur oder Europa gebracht und hier zur Erzeugung von Kokosnußöl verwendet wird. Der Wert einer Tonne Kopra beträgt etwa 200 bis 230 Mark, und die Ausfuhr beläuft sich jetzt schon auf viele Hunderte Tonnen, ist aber geradezu unbegrenzter Steigerung fähig, wenn die Eingeborenen in hinreichender Zahl zur Arbeit herangezogen werden können. Leider herrscht unter vielen Stämmen im Inland der schreckliche Brauch, die eigenen Knaben zu töten und die Nachbarn auf Menschenfleisch zu jagen, so daß sich die Bevölkerung nur wenig, wenn überhaupt, vermehrt. Mit Ausnahme eines schmalen Lendentuches sind die Insulaner heute noch vollständig nackt, sowohl Männer wie Frauen. An und für sich kräftig und von großer Statur, verunzieren sie sich nach unseren Schönheitsbegriffen dadurch, daß sie ihr ursprünglich schwarzes Kraushaar mittels Kalks entfärben, wodurch es eine gelbliche Färbung erhält, oder sie schmieren es mit Mennige oder Kalk ein. Sie bemalen ihre Körper mit verschiedenen Farben, schneiden sich Wunden in die Brust oder auf die Arme und reißen diese, wenn in der Heilung begriffen, immer wieder auf, um erhabene, dicke Narben zu erzeugen, die sie für schön finden. Sie stecken fingerlange Stäbchen durch das Nasenbein und schmücken sich mit Gras- oder Blattbündeln, die sie an Schnüren um den Hals oder an die Schultern hängen. Sie sind nur schwer zur Arbeit zu bewegen, weshalb auf den Plantagen hauptsächlich Arbeiter aus den nahen Salomon-Inseln oder von Neumecklenburg in Verwendung stehen. Neben ihrer angeborenen Faulheit herrscht bei den Eingeborenen auch allgemein der Hang zu Tanz, Festgelagen und allerhand Mummenschanz. — Viel schlimmer sind die Verhältnisse auf den nördlich von Neupommern gelegenen Inseln, hauptsächlich in dem großen Neumecklenburg, Neuhannover, und den an ihren Küsten gelegenen Eilanden. Diese sind mit den 20 oder 30 Weißen, die einsam, auf sich selbst angewiesen, dort mitten unter den feindlichen Wilden wohnen, von jedem regelmäßigen Verkehr mit der Außenwelt vollständig abgeschlossen. Um eine Aufnahme von einigen dieser Inseln zu machen, mit den feindseligen Eingeborenen freundliche Beziehungen anzuknüpfen und die verschiedenen einsamen Händlerstationen auf den gefahrvollsten Punkten zu besuchen, unternahm der gerade hier von den Karolinen eingetroffene Kreuzer Seeadler eine Rundfahrt durch den nördlichen, von Forschungsreisenden nie vorher besuchten Teil des Archipels, und ich genoß den Vorzug, diese Rundfahrt mitmachen und von den berührten Punkten zum erstenmal überhaupt photographische Aufnahmen anfertigen zu dürfen. Das nächste, wichtige Reiseziel war die auf der Westseite den steilen Küsten der großen Hauptinsel Neumecklenburg vorgelagerte Sandwich-Insel, die von uns zum erstenmal durchquert wurde. Die Bewohner dieser dicht bevölkerten Insel sind womöglich noch ursprünglicher als jene Neupommerns. Manche von ihnen wurden indes in früheren Jahren von Arbeiterwerbeschiffen zur Plantagenarbeit in Neupommern, sogar in Samoa angeworben, und nach ihrer wilden Heimatinsel zurückgekehrt, machten sie die Stammesgenossen doch schon mit der Eigenart der Europäer und ihren Produkten, Tauschwaaren u. s. w. vertraut, so daß wir zum wenigsten nicht mehr mit Speerwürfen empfangen wurden. Einen dieser Arbeiter zeigt die Abbildung 2. Die mit Ausnahme eines schmalen Hüftenstreifens gänzlich unbekleideten Weiber sind verhältnismäßig groß und schlank gewachsen. Ihre Stellung zum Manne ist die einer Sklavin oder beinahe eines Lasttiers; ja sogar Schweine besitzen hier sowie im ganzen nördlichen Archipel einen höheren Wert als junge Mädchen. Während diese einen Kaufpreis von 6 bis acht Mark in dem gebräuchlichen Gelde, den auf Stränge gefaßten Diwarramuscheln, besitzen, haben die Schweine einen Wert von 8 bis 10 Mark. Den Schweinen wird deshalb auch sorgsame Pflege zuteil, ja junge Schweinchen werden wie bei uns die Schoßhündchen verzärtelt. Nach Besuchen und längerm Aufenthalt an den Küsten von Neumecklenburg, Neuhannover und dem dort gelegenen inselreichen Nusa-Archipel mit verschiedenen, von weißen Händlern geleiteten Handelsstationen, dampften wir weiter nordwärts in ein bisher unbesuchtes, vollständig unbekanntes Gebiet, mit der nahe dem Aequator gelegenen deutschen Insel St. Matthias als nächstes Reiseziel. Die Eingeborenen, anfänglich scheu und zurückhaltend, vielleicht auf eine günstige Gelegenheit zum Ueberfall lauernd, beruhigten sich, als wir sie freundlich begrüßten und ihnen allerhand kleine Geschenke machten. Sie waren vollständig unbekleidet, mit langen, kunstvoll geschnitzten Speeren bewaffnet, das einzige Produkt ihrer Industrie. Alle die gewöhnlichen Tauschartikel im Archipel waren ihnen vollständig unbekannt, ein Beweis, daß sie niemals im Verkehr mit Weißen gestanden haben. Die einzigen Werkzeuge, die wir in ihren kaum zwei Meter hohen, aus dürren Aesten gebauten Hütten fanden, bestanden aus Muscheln, deren Kanten oder Bruchflächen auf platten Steinen scharf geschliffen werden. Aehnliche Werkzeuge fanden wir übrigens auch noch in Neumecklenburg in Verwendung. Ihre Gefäße beschränken sich auf Kokosnußschalen, und als unsere neuen Freunde alle ihre Speere gegen rote Stofflappen und dergleichen hergegeben hatten, brachten sie uns diese Schalen zum Tausch, ebenso die rohgeflochtenen Matten aus Pandanusblättern. Bei dieser Ursprünglichkeit, in der die Bewohner der Mathias-Insel leben, erweckte es unser Erstaunen in hohem Grad, als sie endlich mit dem letzten und anscheinend wertvollsten Rest ihrer Habe aus den im Busch versteckten Hütten hervorkamen, nämlich ganz kunstvoll aus Bast gewebten Gürteln in hübschen, gelbschwarzen Mustern. Abb. 5. Wo sie das Weben und den dazu erforderlichen Webstuhl kennen gelernt haben, ist ein ungelöstes Rätsel.

Des Jägers Heim. Um deutsche Försterhäuser webt noch immer die Poesie ihren duftigen Schleier. Selbst da, wo der Förster durch den „rationellen“ Forstbetrieb namentlich im Staats- und Gemeindedienst zu einer halbgelehrten Schreibmaschine und das Waidwerk in die dritte Linie gedrängt wird, behält wenigstens noch die örtliche Lage der Försterwohnung ihren romantischen Reiz. Es giebt aber auch noch Großreviere, besonders auf aus-

gedehnten Gütern, in den Hochlanden Oesterreichs, Bayerns ꝛc., wo das Jägerhandwerk noch nicht modernisiert ist und wo noch der Waidmann von altem Schrot und Korn angetroffen wird. Ein solches altväterisches, trautes, schlichtes Jägerheim ist es, was unsere Illustration darstellt. Lieblich liegt das Häuschen im Walde am Berghange, aber seine Ausstattung ist dürftig. Der Jäger bekommt wenig Baargeld — und nur bescheidenes Deputat, und doch belehrt uns ein Blick auf den wetterharten Mann und seine lieben Kinderchen, daß Zufriedenheit und herzige Gemütlichkeit in dieser Familie walten. Das wichtigste Glied der Familie ist freilich nicht mehr vorhanden: die Mutter; die hat der bittere Tod hinweggerafft, schon vor Jahren. So muß der Jäger seinen Kindern zugleich Vater und Mutter sein. Die Kinder haben sich daran gewöhnt; sie sind mutterseelenallein, wenn der Vater seinem schweren Dienste nachgeht, aber das Fürchten haben sie nicht gelernt, es giebt in ihrer Gegend keine bösen Menschen und Gott ist bei ihnen, denn es waltet schlichte Frömmigkeit in dem kleinen Hause und beten lernten die Kleinen schon, als sie kaum zu lallen vermochten. Die Kinder sind auch anstellig: das kleine Mädchen weiß ein karges Mahl zu bereiten und der Bub heizt den großen Kachelofen mit knorrigem Astholz und Kloben, wenn's draußen wettert, daß der „Vata" sich ordentlich durchwärmen kann, wenn er aus dem Revier heimkommt. Am stillen Wintertag setzt er sich hin und arbeitet an einem Stellnetz. Dabei trägt er die große Brille mit dem Horngestell, denn die Maschen müssen sorgsam und gleichmäßig geschlungen werden. Draußen im Freien hat er trotzdem ein scharfes Auge wie eine sichere Hand und sehnige Kniee zum Bergsteigen. Beim Netzstricken erzählt er den Kindern kleine hübsche Geschichten. Am liebsten hört der Bub Jagdabenteuer, das Waidwerk steckt ihm schon im Blut und er denkt schon daran, auch einmal ein tüchtiger Waidgesell zu werden mit Flinte und Jagdsack. Zu Frühlings- und Sommerszeit tummeln die Kinder im Freien. Hinter dem Hause ist ein Gärtchen mit einem Bienenstand, da beobachten sie den Ausflug und die Heimkehr der Bienen. Honig ist auch fast ihre einzige Zukost zum Brote. Oft gehen sie allein oder mit dem Vater in den Wald, da sammeln sie Beeren oder helfen beim Heuen. Sonntags kleidet sie der Vater feiertäglich und legt sich selber seinen besten Lodenrock an, um mit ihnen zur Dorfkirche zu wandeln, die eine halbe Stunde entfernt liegt. Aus der Kirche geht's zum Grab der Mutter, da stehen sie alle Drei andächtig mit gefalteten Händen und sprechen ein frommes Gebet für die Entschlafene, und da geschieht's wohl, daß dem abgehärteten Waidmann eine Thräne die braunen Wangen netzt. So verleben die guten, einfachen Menschen ihre Tage, schlecht und recht, arbeitsam, zufrieden mit ihrem kleinen Lose, um welches sie so mancher glückliche Reiche beneiden könnte.

5. Matthias-Insulaner mit Tauschwaren.



Aus dem medizinischen Examen. Professor: „Woran erkennen Sie, daß Sie einem ernsten Falle gegenüberstehen?" — Kandidat: „Wenn der Patient daran stirbt."

Noch länger? Standesbeamter: „Die Herrschaften müssen noch einen Augenblick warten." — Aeltliche Braut (für sich): „Mein Gott, noch länger warten!"

Evastöchter. Fräulein A.: „Ich kann doch auf die peinlichste Verschwiegenheit rechnen?" — Fräulein B.: „Verschwiegenheit ist mir immer peinlich, meine Teure!"

Seltsames Tanzvergnügen. Die Makari auf der Insel Borneo haben einen merkwürdigen Nationaltanz, der aber nur von Frauen aufgeführt wird. Die Tänzerinnen bilden einen Kreis, während außerhalb desselben eine Art Trommel und eine Pfeife die Musik liefern. Eine Frau beginnt dann im Innern des Kreises in herausfordernder Weise umherzutanzen, bis eine zweite ihr entgegentanzt. Beide nähern sich einige Male, indem sie aneinander vorbei und um einander herumtanzen, bis sie plötzlich, alle Kräfte sammelnd, mit Macht aneinander prallen. Die Zurückgeschleuderte muß dann den Kreis verlassen, während die Siegerin so lange allein weiter tanzt, bis eine neue Konkurrentin den Kampf wieder aufnimmt. K.

Schills letzte, am Tage vor seinem Tode erlassene Veröffentlichung. „Durch die mit den Waffen in der Hand erfolgte Besitznahme hiesiger Stadt und Festung trete ich vermöge des Waffenglücks in die Rechte des Eroberers. Meine Absicht ist, bei meinen Unternehmungen ein widerrechtlich unterjochtes und der Krone gewaltsam entrissenes Land zurückzugeben, da ihr solches gebührt. So lange, bis dieses Land von mir in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückgegeben ist und so lange der Besitz desselben mit der Ausführung meiner ferneren Pläne vereinigt ist, muß ich mir dessen Besitz sichern. Wenn nun aber zur Verpflegung, Bekleidung und sonstigen Unterhaltung meiner Truppen die Annahme aller und jeder Staatskassen, als Domainen-Revenuen, Zoll- und Accise-Steuer-Gelder und dergleichen mehrere gefordert wird, so werden von dem Tage der erfolgten Besitznahme an sämtliche Kassen des Landes für mich verwaltet und nur mir sind die Rendanten responsable. — Die Uebertretung dieses Gebots, sowie der geringste dabei vorkommende Unterschleife wird mit Festungsstrafe geahndet. Eine von mir niedergesetzte Kommission wird morgen Nachmittag die Kassenbücher nachsehen und die Bestände aufnehmen."

Stralsund, den 30. Mai 1809.

Schill,
commandier. Offizier der hiesigen Provinz.

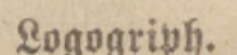
Am 31. Mai aber fand Schill den Heldentod. K.



Den Einwirkungen der Kälte glauben Viele durch Genüsse von Spirituosen wirksam begegnen zu können. Dies ist jedoch eine Thorheit. Denn das Blut wird in den Kopf getrieben und die Organe werden entleert und dadurch widerstandslos.

Starke Stallmistdüngungen auf Sandboden sind wegen der raschen Zersetzung organischer Substanz und der geringen Absorptionskraft des Sandbodens zu vermeiden und die Düngung dafür häufiger zu wiederholen.

Torfstreu und Torfmull in der Gärtnerei. Seitdem Torfstreu und Torfmull eingeführt sind, kann man sich einen billigen Dünger beschaffen, welcher besonders in Gärten vorzüglich wirkt. Verwendet man den Torfdünger in Gärten zur Kopfdüngung, in dünner Lage über die eingesäeten Beete gestreut, so bleibt bei anhaltendem Regenwetter der Boden lose und die Pflanzen gedeihen wunderbar. Nichts ist letzteren nämlich mehr schädlich, als eine krustige Bodenoberfläche, welche namentlich in thonhaltigem Lande so leicht entsteht. Um Torfdünger zu erzeugen, ist es auch gar nicht nötig, daß dieses Streumittel in Ställen verwendet wird, sondern man kann in jeder beliebigen Grube dieselben Resultate erzielen, wenn die Streu reichlich mit Jauche oder sonstigen dunghaltigen Flüssigkeiten getränkt wird. Auch in gewöhnlichen Dung- oder Abtrittgruben erhält man auf die billigste Weise guten Dünger, wenn sie entsprechend mit Torf oder Mull ausgefüllt werden. Mull eignet sich besonders gut für Gärten und dürfte sich, getränkt mit Jauche, namentlich auch zur Einstreu in Forstgärten zwischen Rillensaaten und Verschulungen sehr bewähren, indem er Laub- oder Mooseinstreu an Dungwirkung übertreffen, in Unterdrückung von Unkraut, im Wärmen und Lockerhalten des Bodens aber mindestens gleichkommen wird. (D. Gärtner-Zeitung.)



Logogriph.

Viel weniger wirst mit i es leiden,
Thust du es mit e vermeiden.

Johannes Hespe.

Charade.

Es nennet dir mein erstes Paar
Der Gärten Zierde immerdar.
Das andre ist ein trauter Ort,
Mit Wehmut ziehst du von ihm fort,
Das Ganze ist als Stadt bekannt
Am Alpenrand, im Bayernland.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Ein deutscher Maler.
2 7 9 5. Ein Nebenfluß der Seine.
3 2 8 5 4. Stadt in Nordfrankreich.
4 5 7 9 9 5. Ein Fluß in Schlesien.
5 9 9 5 4. Eine Stadt im Rheinland.
6 7 6 7 5. Eine Blume.
7 3 2 4 7 5. Ein versteckter Spott.
8 4 7 2 4. Eine Bezeichnung für verein. Staaten.
9 2 6 2 4. Einer der sieben Weisen Griechenlands.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—9. P. Klein.

Problem Nr. 3.

Von E. Frankenstein.

Schwarz.

	A	B	C	D	E	F	G	H
8							♔	
7			♟					
6			♖	♝		♘		
5		♟			♚	♟	♙	
4		♟	♜					♘
3		♕						♗
2			♞					
1				♖				

Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösung.

C	I	D
I	D	A
D	A	S

Dreisilbige Charade.

Die Erste im Gebirg ist schwer oft zu passieren,
Und auf der Reise darfst du ja sie nicht verlieren,
Im Blute an der Zweiten und der Dritten,
Sah man den Neid sein schwarzes Füllhorn schütten.
Das Ganze wirst, wenn man dich fragt um dein Befinden,
Nicht selten du als matte Antwort künden. St.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogripps: Barke, Birke, Borke. — Des Anagramms: Verona, Veronika.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.